

dtv

Pompeji im Jahre 79 n. Chr.: eine pulsierende Stadt, in der nicht nur Freundschaft und Liebe sondern auch Hass und Missgunst zum Alltag der Bewohner gehören. Durch farbenprächtige Naturschilderungen, glaubhafte Charaktere und die beeindruckende historische Rekonstruktion des römischen Lebens entsteht ein imposantes Stadt- und Lebensbild, das durch den Ausbruch des Vesuv schlagartig vernichtet wird. Dramatisch schildert der Autor die letzten Tage vor dem verheerenden Ereignis und entführt den Leser ins Pompeji des ersten nachchristlichen Jahrhunderts.

Der Roman galt bereits bei seinem Erscheinen im Jahr 1834 als literarische Sensation. Seither begeisterte der weltberühmte Klassiker Generationen von Lesern, wurde beliebter Filmstoff und Pflichtlektüre für jeden Italien- und Pompeji-Reisenden.

*Lord Edward George Bulwer-Lytton*, am 25. Mai 1803 in London geboren, veröffentlichte mit 13 Jahren seinen ersten Gedichtband. Er studierte später in Cambridge und Bonn. Neben seiner schriftstellerischen Karriere war er 26 Jahre lang Mitglied des britischen Unterhauses und 1858/59 Kolonialminister. Im Jahre 1866 erhielt er von Königin Victoria den Adelstitel. Aus seinem vielseitigen literarischen Werk ist neben ›Die letzten Tage von Pompeji‹ vor allem der Roman ›Das kommende Geschlecht‹ bekannt. Bulwer-Lytton starb am 18. Januar 1873 in Torquay, Südengland.

EDWARD BULWER-LYTTON

DIE LETZTEN TAGE  
VON POMPEJI

Roman

Herausgegeben, mit einem Nachwort  
und Anmerkungen  
von Günter Jürgensmeier

Mit zahlreichen zeitgenössischen  
Abbildungen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Übersetzung dieser Ausgabe wurde von  
Günter Jürgensmeier auf der Grundlage mehrerer  
älterer Übersetzungen neu erstellt.

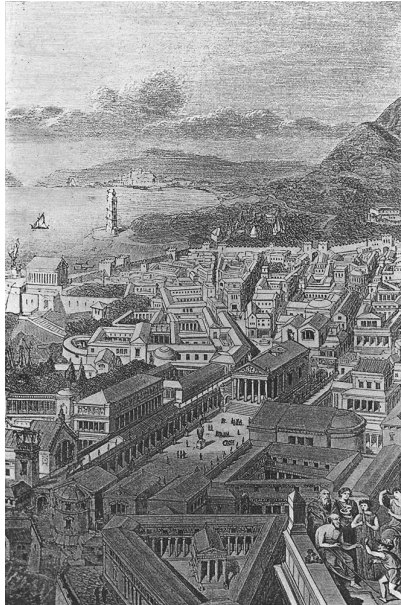
Titel der Originalausgabe  
›The Last Days of Pompeii‹ (1834)

Neuausgabe Mai 2009  
Veröffentlicht im September 2000 im  
Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)  
© 2000 Deutscher Taschenbuch Verlag, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: Detail aus dem Gemälde  
›Die Zerstörung von Pompeji‹ von Karl Pavlovich Bryullov  
([bridgemanart.com/Archives/Charmet](http://bridgemanart.com/Archives/Charmet))  
Gesetzt aus der Bembo 9,5/12,5 (InDesign)  
Satz: Günter Jürgensmeier, München  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13762-1

So steht es um den Vesuv, und die erwähnten Erscheinungen wiederholen sich dort in der Regel Jahr für Jahr. Alle sonstigen Ausbrüche jedoch, die sich im Laufe der Zeit zutrug, dürften, selbst wenn sie alle zusammengefasst würden, nur geringe Bedeutung besitzen im Vergleich zu dem, der sich damals ereignete. ...

Der Tag verwandelte sich in Nacht und das Licht in Finsternis. ... Eine unermessliche Aschenmenge wurde herausgeschleudert, die dann Land und Meer bedeckte und die Luft erfüllte. ... Dazu begrub sie zwei ganze Städte, Herculaneum und Pompeji, während die Einwohner gerade im Theater saßen.

CASSIUS DIO, »Römische Geschichte«,  
LXVI, 22/23.



*Pompeji vor dem Vesuvausbruch des Jahres 79 n. Chr.*

## BUCH I

Was morgen sein wird, meide zu fragen! Sieh  
In jedem Tag, den das Geschick dir schenkt,  
Gewinn! Verschmäh auch, Jüngling, nicht die  
Wonne der Liebe und nicht das Tanzen.

HORAZ, »Oden«, I, 9.

### KAPITEL I

#### ZWEI VORNEHME POMPEJANER.

»Ah, Diomed, schön, dass ich dich treffe. Bist du heute auch zum Abendessen bei Glaucus?«, fragte ein junger Mann von untersetzter Statur, der seine Tunika in jenen losen, weichen Falten trug, die ihn als vornehmen Herrn und Gecken kennzeichneten.

»Leider nicht, lieber Clodius, er hat mich nicht eingeladen«, erwiderte Diomed, ein Mann von stattlicher Gestalt im mittleren Alter. »Bei Pollux, so eine Gemeinheit! Seine Abendessen sollen die besten in ganz Pompeji sein.«

»Sie sind ziemlich gut, nur gibt es für meinen Geschmack nie genug Wein. In seinen Adern fließt nicht das Blut der alten Griechen, denn er behauptet, vom Wein bekäme er am nächsten Morgen einen dicken Kopf.«

»Hinter der Knauserei kann auch ein anderer Grund stecken«, erwiderte Diomed mit hochgezogenen Brauen, »bei all seiner Arroganz und Extravaganz ist er wohl doch nicht so reich, wie er behauptet, und muss vielleicht mit seinen Amphoren sparsamer umgehen als mit seinem Witz.«

»Ein Grund mehr, bei ihm zu essen, solange die Sesterzen noch reichen. Nächstes Jahr müssen wir uns wohl einen andern Glaucus suchen, Diomed.«

»Wie ich höre, würfelt er auch gern.«

»Er liebt jedes Vergnügen, und solange er das Vergnügen liebt, Gelage zu geben, lieben wir ihn alle.«

»Haha, Clodius, gut gesagt! Hast du übrigens schon meinen Weinkeller gesehen?«

»Nicht dass ich wüsste, Diomed.«

»Ah, du musst in den nächsten Tagen mal bei mir zu Abend essen; ich habe akzeptable Lampreten \* in meinem Fischbecken und werde den Ädil Pansa bitten, uns Gesellschaft zu leisten.«

»Ach, wegen mir brauchst du keine Umstände machen! *Persicos odi apparatus*, ich bin leicht zufrieden zu stellen. Aber der Tag neigt sich dem Ende zu, ich will noch ins Bad, und du?«

»Zum Quästor, in Staatsgeschäften; danach zum Isistempel. *Vale!*«

»Ein aufgeblasener, umtriebiger, schlechterzogener Kerl!«, brummte Clodius vor sich hin, während er langsam weiter-schlenderte. »Der meint, wenn er uns festlich bewirtet und seinen Weinkeller öffnet, würden wir vergessen, dass er der Sohn eines Freigelassenen ist. Das wollen wir wohl auch, solange wir ihm die Ehre erweisen dürfen, ihm sein Geld abzuknöpfen. Diese reichen Plebejer sind eine Göttergabe für uns verschwenderische Aristokraten.«

So ins Selbstgespräch vertieft gelangte Clodius zur *Via Domitiana*, die voll von Fußgängern und Wagen das rege bunte Übermaß an Leben und Treiben zeigte, wie wir es noch heute in den Straßen Neapels finden.

Die Schellen der rasch aneinander vorbeifahrenden Wagen klingelten fröhlich, und Clodius grüßte mit Lächeln oder Kopfnicken seine weitläufige Bekanntschaft in jeder eleganten oder durch phantastischen Prunk auffälligen Kutsche, denn er war der bekannteste junge Mann von ganz Pompeji.

»He, Clodius! Wie hast du auf dein Glück geschlafen?«, rief mit angenehmer wohlklingender Stimme ein junger Mann in einem Wagen im ausgesuchtesten, elegantesten Stil. Die bronzene Außenseite zierte Reliefs von den olympischen Spielen in der noch immer erstklassigen Qualitätsarbeit griechischer Meister; die beiden Pferde, die das Gefährt zogen, waren selbstenste Vollblut-Parther; ihre schlanken Beine schienen den Boden kaum zu berühren als sei die Luft ihr eigentliches Ele-



ment. Doch auf den leisesten Druck des Lenkers, der hinter dem jungen Eigentümer des Wagens stand, hielten sie an und verharrten regungslos, als wären sie plötzlich in eine Statue verwandelt: leblos, aber lebensähnlich, wie eines der atmen- den Wunder des Praxiteles. Der Eigentümer selbst war von je- nem schlanken, schönen Ebenmaß, das die Athener Bildhauer gern zum Modell nahmen. Seine griechische Herkunft verriet sich in den hellen, doch vollen Locken und der vollkomme- nen Harmonie seiner Gesichtszüge. Er trug keine Toga, ein Kleidungsstück, das in der Kaiserzeit schon nicht mehr das allgemeine Kennzeichen der Römer war, und besonders bei Leuten, die Ansprüche an »Mode« hatten, zur Zielscheibe des Spotts geworden war. Seine Tunika flammte im prächtigsten tyrischen Purpur und die *Fibulae* oder Schnallen, von denen sie zusammengehalten wurde, funkelten von Smaragden. Um den Hals trug er eine goldene Kette, die sich in der Mitte vor der Brust zu einem Schlangenkopf zusammenwand, aus des- sen Rachen ein großer Siegelring von kostbarster, kunstvollster Arbeit herabhing. Die Ärmel der Tunika waren weit und an den Handgelenken mit Gold gesäumt. Ein Gürtel, verziert mit ebenfalls goldenen Arabesken, diente anstelle von Taschen zur Aufnahme von Geldbörse, Griffel, Schreibtafel und Schnupf- tuch.

»Mein teurer Glaucus!«, rief Clodius. »Es freut mich zu sehen, dass dein Verlust so geringen Einfluss auf deine Miene hat. Siehst du doch aus, als hätte Apoll dich beseelt, du strahlst ja vor Glück. Die Leute könnten meinen, du seiest der Gewin- ner und nicht ich.«

»Warum sollten denn auch Verlust oder Gewinn dieser be- langlosen Metallstückchen unsere Stimmung beeinflussen, Clo- dius? Bei Venus, solange wir jung sind und unsere vollen Lo- cken mit Kränzen zieren können, solange das Ohr die Zither noch nicht satt hat, solange noch das Lächeln einer Lydia oder Chloë das Blut rascher durch unsere Adern treibt, solange wol- len wir uns an der sonnigen Luft weiden und die knapp be- messene Zeit zum Schatzmeister unserer Freuden machen. Du

denkst doch noch daran, dass du heute Abend bei mir eingeladen bist?»

»Wer könnte je eine Einladung von Glaucus vergessen?»

»Aber wohin willst du jetzt?»

»Ich wollte dem Bad einen Besuch abstatten, aber es ist noch eine volle Stunde bis zur gewohnten Zeit.«

»Gut, dann schicke ich meinen Wagen fort und gehe mit dir. Ja, braver Phylas«, sagte er und streichelte das ihm nächststehende Pferd, das durch ein leises Wiehern und Zurücklegen der Ohren die Aufmerksamkeit verspielt erwiderte, »ein freier Tag für dich. Ist es nicht ein herrliches Tier, Clodius?»

»Eines Phöbus würdig«, antwortete der vornehme Parasit, »oder des Glaucus.«

## KAPITEL II

DAS BLINDE BLUMENMÄDCHEN UND DIE  
 MODESCHÖNHEIT. DAS BEKENNTNIS DES ATHENERS.  
 DER LESER WIRD MIT DEM ÄGYPTER ARBAKES  
 BEKANNT GEMACHT.

Beiläufig über tausenderlei Dinge plaudernd, schlenderten die beiden jungen Männer durch die Straßen. Sie waren jetzt in dem Stadtteil, in dem sich die schönsten Läden aneinander reihten. Bei allen erstrahlte das offen stehende Innere von den lebhaften, doch harmonischen Farben der Fresken, die in Entwurf und Ausführung eine unbeschreibliche Vielfalt boten. Die glitzernden Springbrunnen, die an allen schönen Plätzen ihre angenehmen Fontänen in die Sommerluft emporsprühten; die Menge der Spazier-, oder richtiger Müßiggänger, meistens in Gewänder von tyrischem Purpur gekleidet; die fröhlichen Gruppen, die fast um jeden sehenswerten Laden herumstanden; die Sklaven, die mit bronzenen, in die anmutigsten Formen gegossenen Gefäßen auf dem Kopf hin und her liefen; die Landmädchen, die an vielen Stellen mit ihren Körben voll frischem Obst standen oder mit Blumen, die für die alten Bewohner Italiens mehr Reiz hatten als für ihre Nachkommen

(denen in der Tat »*latet anguis in herba*«, eine Krankheit in jedem Veilchen und jeder Rose zu lauern scheint);\* die zahlreichen Treffpunkte, die bei diesem müßigen Völkchen das waren, was bei uns heute Cafés und Kneipen sind; die Läden, wo auf Marmorsimsen Krüge mit Wein und Öl standen und vor deren Schwelle durch purpurne Markisen gegen die Sonne geschützte Sitze den Müden zur Rast, den Trägen zu süßem Nichtstun einluden: All das verlieh dem Gesamtbild eine Farbenpracht und Lebendigkeit, die wohl angetan waren, dem athenischen Geist des Glaucus eine Entschuldigung zu bieten für seine Empfänglichkeit für jede Art von Vergnügen.

»Erzähl mir nichts mehr von Rom«, sagte er zu Clodius. »In jenen mächtigen Mauern ist das Vergnügen zu protzig und aufgeblasen; selbst im Bereich des Hofes, selbst im goldenen Haus von Nero und dem noch im Bau befindlichen Prachtpalast von Titus wird alle Großartigkeit plump und schwerfällig. Das Auge tut einem weh, der Geist wird träge. Außerdem, Clodius, macht es uns doch nur unzufrieden, wenn wir den ungeheuren Luxus und Reichtum anderer mit unseren eigenen bescheidenen Verhältnissen vergleichen. Hier können wir uns dagegen behaglich jedem Vergnügen überlassen und haben die ganze Herrlichkeit des Luxus ohne das Ermüdende allzu feierlichen Pomps.«

»Das war wohl auch der Grund, warum du Pompeji zu deinem Sommeraufenthalt gemacht hast?«

»Allerdings. Ich ziehe es Bajä vor; ich will dessen Vorzüge nicht bestreiten, aber ich kann die Pedanten nicht ausstehen, die dort verkehren und jedes Vergnügen nach Drachmen zu berechnen scheinen.«

»Und doch schätzt du die Gelehrsamkeit, und was die Poesie betrifft, so spricht ja buchstäblich schon dein ganzes Haus von Aischylos und Homer, von Drama und Epos.«

»Schon, aber diese Römer, die meine athenischen Vorfahren nachäffen, sind in allem so plump. Sogar auf der Jagd müssen ihre Sklaven den Platon mitschleppen, und haben sie einmal die Fährte des Ebers verloren, ziehen sie Bücher und Papy-

rus hervor, um nicht auch noch Zeit zu verlieren. Wenn sich die Tänzerinnen in der ganzen verführerischen Üppigkeit persischer Gebräuche vor ihnen wiegen, leiert ihnen irgendein Freigelassener mit steinerner Miene eine Passage aus Ciceros ›Über die Pflichten‹ herunter. Ungeschickte Stümper! Vergnügen und Wissenschaft sind doch keine Elemente, die man so durcheinanderrühren kann, man muss jedes für sich genießen. Die Römer aber verlieren beides durch dieses lästige Vorgaukeln von Kultiviertheit und beweisen damit nur, dass sie eigentlich für beides keinen Sinn haben. Ach, Clodius, wie wenig verstehen deine Landsleute von der wahren Vielseitigkeit eines Perikles, vom wahren Zauber einer Aspasia! Erst vor einigen Tagen war ich zu Besuch bei Plinius. Er saß in seinem Sommerhaus und schrieb, während ein unglückseliger Sklave auf der *Tibia* spielte. Sein Neffe – oh, ohrfeigen sollte man solche neunmalklugen Laffen! – las die Beschreibung der Pest von Thukydides und nickte dabei mit seinem Geckenköpfchen im Takt der Musik, während seine Lippen all die widerlichen Einzelheiten dieses entsetzlichen Gemäldes herplapperten. Der Zieraffe fand es kein bisschen absurd, sich gleichzeitig ein Liebesliedchen und eine Pestbeschreibung anzuhören.«

»Das *ist* aber auch fast dasselbe«, meinte Clodius.

»Das sagte ich ihm auch, um seine Affigkeit zu entschuldigen, aber das Jüngelchen starrte mich vorwurfsvoll an, ohne den Scherz zu verstehen, und antwortete: die Musik schmeichle ja nur dem seelenlosen Ohr, während das Buch – die Beschreibung der Pest, wohlgemerkt! – das Herz erhebe. ›Ach‹, keuchte der feiste Oheim, ›mein Junge ist schon ein vollendeter Athener und versteht es immer, das *Utile* mit dem *Dulci* zu verbinden.‹ O Minerva! Wie ich mir ins Fäustchen lachte! Während ich dort war, wurde dem Sophistenbürschlein gemeldet, sein Lieblingsfreigelassener sei gerade an einem Fieber gestorben. ›Unerbittlicher Tod!‹ rief er: ›Reicht mir meinen Horaz. Wie schön weiß der süße Dichter uns in solchem Unglück zu trösten!‹ – Können solche Menschen lieben, Clodius? Vielleicht nicht einmal mit dem Kopf, und wie selten hat

ein Römer ein Herz! Er ist nur ein mechanisches Wesen ohne Fleisch und Blut.«

Obwohl Clodius im Stillen über diesen Ausfall gegen seine Landsleute ein wenig ungehalten war, tat er doch so, als stimme er seinem Freund zu, teils, weil er von Natur ein Schmarotzer war, teils, weil es unter den leichtlebigen jungen Römern zum guten Ton gehörte, ein wenig Verachtung für ihre Abstammung zur Schau zu tragen, obwohl in Wirklichkeit der Stolz darauf sie so arrogant machte. Es war Mode, die Griechen nachzuahmen, aber auch, sich über diese unbeholfene Nachahmung lustig zu machen.

Während die beiden so miteinander redeten, wurden sie durch eine Menschenmenge aufgehalten, die sich um einen Platz angesammelt hatte, wo drei Straßen aufeinander trafen. Genau dort, wo der Portikus eines lichten anmutigen Tempels seinen Schatten warf, stand ein Mädchen, das am rechten Arm einen Korb voll Blumen trug und in der linken Hand ein kleines dreisaitiges Musikinstrument hielt, zu dessen leisen, sanften Klängen sie ein wildes, halbbarbarisches Lied sang. Zwischen ihren Liedern bot sie das Blumenkörbchen graziös umher und lud die Zuschauer zum Kauf ein; und so manche Sesterze fiel in den Korb, sei es als Dankeschön für die Musik, sei es aus Mitleid mit der Sängerin, denn sie war blind.

»Es ist meine arme Thessalierin«, sagte Glaucus und blieb stehen. »Seit ich wieder in Pompeji bin, habe ich sie noch nicht gesehen. Still! Sie hat eine reizende Stimme, lass uns zuhören.«

#### DAS LIED DES BLINDEN BLUMENMÄDCHENS

##### I

Kauft meine Blumen, o lasst euch erleben,  
 Das Mädchen kommt weit her, das Mädchen ist blind;  
 Die Erde sei ja so schön zum Sehen  
 Und Blumen der Erde Kinder sind!

Merkt man ihnen die Mutter an?  
 Sie kommen eben vom Schoß ihr, ich traf,  
 Noch als die vorige Stunde begann,  
 In ihren Armen sie fest im Schlaf,  
 Und mit der Luft, ihrem zarten Odem,  
 Mit ihrem sanften, lieblichen Odem  
 Wogte sie über ihnen leis.

Noch weilt auf ihren Lippen ihr Kuss,  
 Ihre Wangen feuchtet ihr Tränenguss:  
 Denn sie weint, die zärtliche Mutter weint,  
 Weil sie Tag und Nacht besorgt erscheint,  
 Mit sehndem Herzen und sanftem Gemüt,  
 Dass der jungen Geschöpfe Schönheit blüht.  
 Sie weint, aus Liebe sie weint,  
 Tau sind die Tränen, wenn liebend sie weint,  
 Tau aus dem Born einer Mutterbrust.

## 2

Ihr seid zur Welt des Lichtes erwacht,  
 Wo das Herz sich freuet des Schönen,  
 Aber das Mädchen wohnt im Hause der Nacht,  
 Umrauscht nur von haltlosen Tönen.

Wie eine im Totenreich drunten  
 Bin ich dem Schmerze verbunden;  
 Ich höre die Schatten schreiten,  
 Still atmend vorübergleiten.  
 Und mich treibt's die geliebten Gestalten zu sehen,  
 Und ich breite die sehndenden Arme aus,  
 Da fass ich nur leerer Stimmen Gebraus,  
 Und wie Geister die Lieben vergehen.

Kommt kauft! Kommt kauft!  
 O hört die lieben Blumen seufzen,

(Denn Sprache haben sie wie wir):  
 »Es schließt vor dem Atem der blinden Maid  
 Die Rose die zarten Blätter voll Leid;  
 Wir Kinder des Lichts sind fein gebaut,  
 Und vor dem Kinde der Nacht uns graut,  
 Nehmt von der Blinden uns, wir flehn,  
 Wir wollen Augen, die uns sehn;  
 Wir sind zu fröhlich für die Nacht,  
 In eurem Blick glänzt des Tages Pracht.  
 Kommt kauft! Die armen Blumen kauft!«

»Ich muss dieses Veilchensträußchen haben, liebe Nydia«, rief Glaucus, indem er sich durch die Menge drängte und eine Hand voll Kleingeld in den Korb fallen ließ. »Deine Stimme ist bezaubernder denn je.«

Als sie die Stimme des Atheners hörte, fuhr die Blinde hastig auf ihn zu, hielt aber gleich darauf ebenso schnell wieder inne, wobei ihr das Blut jäh in Nacken, Wangen und Schläfen schoss.

»Du bist also wieder da?«, fragte sie leise, und fügte mehr zu sich selbst hinzu: »Glaucus ist wieder da!«

»Ja, mein Kind, ich bin erst seit einigen Tagen wieder in Pompeji. Mein Garten braucht wieder wie früher deine Pflege. Ich hoffe, du wirst morgen dort vorbeikommen. Und vergiss nicht: In meinem Haus sollen von keinen anderen Händen Girlanden geflochten werden als von denen der hübschen Nydia.«

Nydia lächelte erfreut, antwortete jedoch nicht. Glaucus steckte sich die Veilchen, die er ausgesucht hatte, an die Brust und schritt heiter und unbekümmert durch die Menge.

»Das Kind ist also so eine Art Klientin von dir?«, fragte Clodius.

»Ja, singt sie nicht bezaubernd? Ich habe Mitleid mit ihr; die arme Sklavin. Außerdem stammt sie aus dem Land des Götterbergs, der Olymp dräute über ihrer Wiege, sie kommt aus Thessalien.«

»Dem Land der Zauberinnen?«

»Allerdings; aber ich für mein Teil halte jede Frau für eine Zauberin, und in Pompeji scheint, bei Venus!, sogar die Luft mit einem Liebestrank gesättigt zu sein, so hübsch kommt mir hier jedes bartlose Gesicht vor.«

»Und schau, da haben wir auch schon eines der hübschesten von ganz Pompeji, Julia, die reiche Tochter des alten Diomed!«, sagte Clodius, als eine junge Dame mit verschleiertem Gesicht und in Begleitung zweier Sklavinnen auf ihrem Weg zum Bad an ihnen vorbeikam.

»Schöne Julia, wir grüßen dich!«, rief er.

Julia hob den Schleier etwas, so dass sie ein wenig kokett ihr ausdrucksvolles Römerprofil, ein großes, dunkles, leuchtendes Auge und eine Wange enthüllte, über deren natürlichen Olivton die Schminkekunst ein schöneres und zarteres Rosa gehaucht hatte.

»Und Glaucus ist auch wieder da!«, rief sie und warf dem Athener einen vielsagenden Blick zu. »Hat er vielleicht«, fügte sie halb flüsternd hinzu, »seine Freunde vom letzten Jahr schon vergessen?«

»Schöne Julia, selbst Lethe, die an einer Stelle der Erde verschwindet, taucht doch an einer andern wieder auf. Jupiter gestattet es uns niemals länger als für einen Moment zu vergessen, doch Venus, die noch unerbittlicher ist, gewährt uns nicht einmal dieses kurze Vergessen.«

»Glaucus ist nie um schöne Worte verlegen.«

»Wer wäre das, wo deren Gegenstand so schön ist?«

»Wir werden euch doch beide bald in der Villa meines Vaters sehen?«, fragte Julia, an Clodius gewandt.

»Wir werden den Tag, an dem wir euch besuchen, mit einem weißen Stein bezeichnen«, antwortete der Spieler.

Julia ließ den Schleier fallen, doch so langsam, dass ihr letzter Blick mit gespielter Schüchternheit, tatsächlich aber ziemlich ungeniert, auf dem Athener haften blieb; ein Blick, der Zärtlichkeit und Tadel ausdrückte.

Die Freunde gingen weiter.



»Julia ist wirklich hübsch«, sagte Glaucus.

»Voriges Jahr hättest du dieses Bekenntnis allerdings noch in leidenschaftlicherem Ton abgelegt.«

»Schon richtig, aber ich war beim ersten Blick so geblendet, dass ich für ein Juwel hielt, was nur eine geschickte Imitation ist.«

»Ach was«, entgegnete Clodius, »im Herzen sind alle Weiber gleich. Glückliche, wer ein hübsches Gesicht und eine reiche Mitgift heiratet. Was kann er mehr verlangen?«

Glaucus seufzte.

Sie befanden sich jetzt in einer weniger belebten Straße, an deren Ende sie die weite und so anmutige See erblickten, die an diesen herrlichen Gestaden alles Furchteinflößende verloren zu haben scheint, so sanft sind die erfrischenden Winde, die über ihren Busen dahinschweben, so leuchtend und vielfältig die Farben, die es von den rosigen Wolken annimmt, so lieblich die Düfte, die die Brisen vom Land her über ihre Tiefen wehen. Aus einem solchen Meer, mag man sich vorstellen, ist Anadyomene aufgestiegen, die Herrschaft über die Erde anzutreten.

»Es ist noch immer zu früh fürs Bad«, sagte der Grieche, der jedem poetischen Impuls sogleich nachgab, »lass uns aus dem Gedränge der Stadt herausspazieren und übers Meer schauen, solange noch der Mittag auf seinen Wogen lacht.«

»Von Herzen gern«, sagte Clodius, »ist doch die Bucht meistens der belebteste Teil der Stadt.«

Pompeji war gewissermaßen ein Miniaturbild der Zivilisation jenes Zeitalters. In den engen Grenzen seiner Mauern war ein Muster von jedem Geschenk enthalten, das der Luxus den Mächtigen darbot. In den kleinen, prächtigen Läden, in den niedlichen Stadtpalästen, den Bädern, dem Forum, dem Theater, dem Zirkus, in der Energie und auch der Verderbtheit seiner Bewohner, in ihrer Kultur und auch der Lasterhaftigkeit, erblickte man ein Modell des ganzen Reiches. Es war ein Spielzeug, ein Schaufenster, worin die Götter zu ihrer Belustigung ein Abbild der größten Monarchie der Welt aufgestellt hatten.

Nachher verbargen sie es vor dem Zahn der Zeit, um es später der staunenden Nachwelt zu präsentieren als Beweis für den Spruch, dass es nichts Neues gibt unter der Sonne.

In der spiegelglatten Bucht drängten sich die Handelsschiffe neben den prunkvollen Vergnügungsjachten der reichen Bürger. Fischerboote glitten rasch hin und her, und in der Ferne sah man die hohen Masten der Flotte unter dem Befehl von Plinius. Am Strand saß ein Sizilianer, der mit lebhaften Gebärden und regem Mienenspiel einer Gruppe von Fischern und Bauern eine seltsame Geschichte von schiffbrüchigen Seeleuten und freundlichen Delphinen erzählte, genauso wie man sie noch heutzutage auf dem Molo von Neapel hören kann.

Der Grieche zog seinen Gefährten aus der Menge fort und lenkte die Schritte nach einem einsameren Teil des Strandes. Die beiden Freunde setzten sich auf einen kleinen Felsen, der mitten aus den glatten Kieseln hervorragte, und atmeten die angenehm kühlende Luft ein, die, über das Wasser hintanzend, mit unsichtbaren Füßen einen Takt zu schlagen schien. In der Szene vor ihnen schien etwas zu liegen, was zum Schweigen und Träumen einlud. Clodius schirmte die Augen gegen den sengenden Himmel und zählte seine Gewinne der letzten Woche zusammen. Der Grieche lehnte sich auf den Arm, ohne Scheu vor der Sonne, der Schutzgöttin seines Volkes, deren flüssiges Feuer in Gestalt von Poesie, Freude und Liebe ja in seinen Adern strömte. Er schaute hinaus über das weite Meer und schien jeden Wind zu beneiden, der seine Schwingen den Küsten von Hellas zuwandte.

»Sag mal, Clodius«, fragte er endlich, »warst du schon einmal wirklich verliebt?«

»Sicher, schon oft.«

»Wer oft verliebt war«, antwortete Glaucus, »hat nie geliebt. Es gibt nur einen Eros, auch wenn es viele Abbilder von ihm gibt.«

»Die Abbilder sind aber im Großen und Ganzen gar keine so schlechten Götterchen«, entgegnete Clodius.

»Da muss ich dir Recht geben«, erwiderte der Grieche. »Ich

bete sogar den Schatten Amors an, ihn selbst aber doch noch mehr.«

»Also bist du wirklich und aufrichtig verliebt? Hast du das Gefühl, das uns die Dichter beschreiben, ein Gefühl, über dem wir das Essen vergessen, das Theater verschmähen und Elegien schreiben? Das hätte ich nicht gedacht. Du kannst dich sehr gut verstellen.«

»So weit ist es mit mir noch nicht gekommen«, erwiderte Glaucus lächelnd, »ich würde eher mit Tibull sagen:

Wen zarte Liebe lenkt, der wandelt  
Gesichert und geheiligt jeden Pfad.

Im Ernst, ich bin noch nicht verliebt, aber ich könnte es sein, wenn ich nur Gelegenheit hätte, die Geliebte zu sehen. Eros würde wohl seine Fackel anzünden, aber die Priester haben ihm noch kein Öl gegeben.«

»Soll ich raten? Ist es nicht die Tochter von Diomed? Sie betet dich an und gibt sich nicht einmal sonderlich Mühe, es zu verbergen. Und bei Herkules! Ich sage es immer wieder: Sie ist ebenso reich wie hübsch. Sie wird die Türpfosten ihres Mannes mit goldenen Bändern verzieren.«

»Vielen Dank, ich habe keine Lust, mich zu verkaufen. Die Tochter von Diomed ist hübsch, das gebe ich zu, und es gab eine Zeit, wo ich, wenn sie nicht die Enkelin eines Freigelassenen gewesen wäre, vielleicht ... Aber nein! All ihre Schönheit ist nur äußerlich; ihr Benehmen ist nicht mädchenhaft und ihr Geist kennt keine andere Bildung als die des Vergnügens.«

»Das ist sehr undankbar von dir! Dann sag mir, wer das glückliche Jungfräulein ist?«

»Du sollst es erfahren, Clodius. Vor einigen Monaten hielt ich mich in Neapel auf, einer Stadt so recht nach meinem Herzen, denn sie bewahrt noch die Bräuche und den Charakter ihres griechischen Ursprungs und verdient wegen ihrer köstlichen Luft und schönen Gestade noch immer den Namen Parthenope. Eines Tages trat ich in den Minervatempel, um

mein Gebet zu verrichten; nicht in eigener Sache, sondern vielmehr für die Stadt, auf die Pallas nicht mehr herablächelt.\* Der Tempel war leer und verlassen. Erinnerungen an Athen überkamen mich bald und rührten mich tief. Noch immer glaubte ich allein zu sein, und versunken in die Inbrunst meiner Andacht ließ ich mein Gebet vom Herzen zu den Lippen strömen und weinte dabei. Plötzlich unterbrach mich jedoch ein tiefer Seufzer. Ich drehte mich rasch um, und direkt hinter mir kniete eine junge Frau. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, denn sie betete ebenfalls, und als sich unsere Blicke trafen, da war mir, als schösse ein himmlischer Strahl aus den dunkel schimmernden Augensternen tief in meine Seele. Nie, Clodius, sah ich ein Menschenantlitz von so edler Bildung; eine gewisse Melancholie verlieh seinem Ausdruck etwas Sanftes und doch Erhabenes; jenes mit Worten nicht auszudrückende Etwas, das der Seele entspringt und das unsere Bildhauer in das Antlitz der Psyche gelegt haben, verlieh ihrer Schönheit einen unnennbaren Zug von Erhabenheit, ja von Göttlichkeit. Tränen standen in ihren Augen. Ich erriet sofort, dass auch sie aus Athen stammte und dass mein Gebet für die Stadt in ihrem Herzen Widerhall gefunden hatte. Mit stockender Stimme sprach ich sie an: »Kommst du vielleicht auch aus Athen, schönes Mädchen?«, fragte ich. Sie errötete beim Klang meiner Stimme und zog den Schleier halb übers Gesicht. »Die Asche meiner Vorfahren«, sagte sie, »ruht an den Ufern des Ilissos. Geboren bin ich in Neapel, aber mein Herz, wie meine Herkunft, sind athenisch.« – »Dann lass uns«, sagte ich, »unsere Opfer gemeinsam darbringen.« Und als nun der Priester erschien, standen wir Seite an Seite und sprachen ihm die üblichen Gebete nach. Zusammen berührten wir die Knie der Göttin, zusammen legten wir unsere Olivenkränze auf den Altar. Ein seltsames Gefühl fast heiliger Rührung ergriff mich bei diesem gemeinsamen Tun. Wir beide, Fremde aus einem fernen, untergegangenen Land, standen zusammen einsam in diesem Tempel unserer heimischen Gottheit. War es da nicht natürlich, dass mein Herz sich zu meiner Landsmännin, wie ich sie wohl nennen